

Soziale Innovation im Fokus

Jürgen Howaldt und Michael Schwarz im Interview mit Jürgen Schultze

Die konzeptionelle Auseinandersetzung mit sozialen Innovationen war in den Jahren 2009-2010 ein Schwerpunkt der Forschungsarbeiten in der Sozialforschungsstelle Dortmund (sfs). Im Interview erläutern die beiden Autoren Prof. Dr. Jürgen Howaldt und Dr. Michael Schwarz zentrale Thesen aus ihrer Publikation „Soziale Innovation im Fokus“.

Redaktion:

Warum haben Sie sich in den letzten Jahren verstärkt mit dem Thema Soziale Innovation beschäftigt?

Michael Schwarz:

Jürgen Howaldt stammt aus der Arbeits- und Organisationssoziologie – ich selbst aus der Nachhaltigkeitsforschung. Demnach stammen wir zwar aus unterschiedlichen Forschungstraditionen, uns beide verbindet jedoch die Auseinandersetzung mit Innovationen sowie den daraus resultierenden Folgen in Betrieb und Gesellschaft. Dabei konnten wir in den letzten Jahren feststellen, dass die Thematik Soziale Innovation ein großes Potenzial für die sozialwissenschaftliche Forschung besitzt – und darüber hinaus die rein technische Innovationsforschung sinnvoll ergänzt.

Eine weitere Feststellung war, dass in der Gesellschaft – angesichts zunehmender und komplexer gesellschaftlicher Herausforderungen – vermehrt der Ruf nach sozialen Innovationen thematisiert wurde. In den Sozialwissenschaften hingegen, die

vom Gegenstandsbezug sehr nah an sozialen Praktiken und sozialen Verhaltensweisen liegen, war dies nicht zu beobachten. In diesem Kontext haben wir uns gefragt: Warum ist das so? Was blendet die bisherige Innovationsforschung weitgehend aus? Und macht es Sinn, sich aus einer soziologischen Perspektive näher mit sozialen Innovationen zu beschäftigen? Wir sind dieser Thematik dann zunächst einmal historisch nachgegangen und haben geschaut, wo dieses Konzept in der Vergangenheit bereits auftauchte und wie man es aktualisieren, ergänzen bzw. erweitern kann. Wir kamen dann sehr schnell zu der Erkenntnis, dass die Soziologie über vielfältige Ansätze und Rüstzeug verfügt, um sich diesem Thema – intensiver als bis dato geschehen – anzunehmen.

Redaktion:

Und was verstehen Sie konkret unter dem Begriff Soziale Innovation?

Michael Schwarz:

Ausgangspunkt war für uns der soziologisch eingeführte Begriff der sozialen Praktiken. Ohne an dieser Stelle eine lange Definition vorzunehmen, die wir in unseren Publikationen „Soziale Innovation“ und „Soziale Innovation im Fokus“ verwenden, beschreibt der Begriff, kurz gesagt, Folgendes:

Soziale Innovation bedeutet die absichtsvolle, die intentionale Veränderung bestehender sozialer Praktiken in unterschiedlichen Handlungsfeldern – also

die Abweichung von bisherigen Routinen des Handelns und Verhaltens.



Von links nach rechts: Prof. Dr. Jürgen Howaldt und Dr. Michael Schwarz im sfs-Interview.

Redaktion:

Welche Erfahrung im Rahmen dieser Auseinandersetzung war für Sie zentral, um sich dem Thema Soziale Innovation anzunehmen?

Jürgen Howaldt:

Aus meiner Sicht war die Erkenntnis zentral, dass sich im Hinblick auf Innovationen bzw. auf das Innovationsverständnis sehr viel tut. Denn mit dem Übergang von der Industrie- zur Wissens- und Dienstleistungsgesellschaft hat sich auch das Verständnis von Innovationen verändert, so dass man hier von einem Paradigmenwechsel sprechen kann. Es verändert sich die Innovationspraxis, wie auch die Art und Weise, wie wir über Innovationen denken.

Auswirkungen haben diese Entwicklungen auf die Prozesse, die Innovationen hervorbringen: So ist es nicht – wie noch bei Schumpeter – der einzelne Unternehmer, der Innovationen vorantreibt, sondern erfolgreiche Innovationen erfordern eine Vielzahl von Akteuren und entsprechende Rahmenbedingungen. Dabei werden auch potenzielle Anwender zunehmend in Innovationsprozesse einbezogen, wie es etwa bei dem Konzept Open Innovation der Fall ist. Innovationen entstehen also nicht mehr vorwiegend in einem Unternehmen, sondern in Netzwerken zwischen Unternehmen und Forschungseinrichtungen bzw. zwischen Unternehmen und Anwendern und so weiter. Aber nicht nur die Innovationsprozesse verändern sich. Es verändern sich auch die Inhalte oder Gegenstände der Innovation. In diesem Sinne geht es

zunehmend nicht mehr nur um technologische Artefakte – also beispielsweise um das neue Auto, den Hybridmotor oder den neuen Computer, sondern um veränderte Handlungspraktiken – also um Arten des Zusammenlebens, des Zusammenarbeitens und des Zusammenwirkens von Menschen.

Redaktion:

Die Tatsache, dass die Soziologie aktuell keine theoretische Aufbereitung zu dieser Thematik vorweisen kann, ist doch eigentlich sehr verwunderlich?

Michael Schwarz:

Das ist einerseits verwunderlich, andererseits aber auch nachvollziehbar. Wie Jürgen Howaldt bereits angesprochen hat, sind wir von einem veränderten Innovationsparadigma bzw. einer veränderten Innovationspraxis ausgegangen. Lohnt es sich, einen speziellen Blick auf soziale Innovationen als einen speziellen Typ von Innovationen zu werfen? Dies war unsere Ausgangsfrage, die wir letztlich eindeutig bejahen konnten. In diesem Kontext haben wir deutlich gemacht, dass im Sinne eines ganzheitlichen Verständnisses die exklusive Betrachtung von sozialen Innovationen – neben technischen, organisatorischen und institutionellen Innovationen – notwendig ist. Damit sind wir in der „Scientific Community“ recht schnell auf Widerstände gestoßen. Das mag unterschiedliche Gründe haben, wie etwa die Irritation eines etablierten Forschungsprogramms oder aber die Tatsache, dass im Wissenschaftssystem grundlegend abweichende Vorstellungen eines ganzheitlichen Innovationsbegriffs existieren. So werden zwar soziale Aspekte untersucht, sie werden jedoch nicht konzeptionell separat behandelt und analysiert, sondern vielmehr in ihrem Zusammenhang mit technologischen Innovationen.

Wir sind, je länger wir uns damit beschäftigt haben, zunehmend zu der Überzeugung gekommen, dass der Erkenntnisgewinn sehr viel größer ist, wenn man sich diesem Typus analytisch nähert, als wenn man von vornherein von einem technologisch verengten Innovationsbegriff ausgeht.

Redaktion:

Können Sie den Begriff Soziale Innovation an einem Beispiel konkretisieren?

Jürgen Howaldt:

Ich beschäftige mich seit vielen Jahren sehr stark mit Fragen der Organisationsentwicklung und mit neuen Managementkonzepten, u. a. auch mit dem Thema „Wissensmanagement“. Wenn man sich mit der Geschichte des Begriffs befasst, wird deutlich: In einer ersten Phase wurde darunter zunächst die Einführung von IT-Produkten im Unternehmen verstanden – also die Implementierung von Software und Datenspeichern. Dieses technologisch orientierte Wissensmanagement führte im Unternehmen jedoch zu einem großen Problem: die anvisierten Ziele wurden nicht erreicht. Im Gegenteil führten diese Versuche zu einer Verschärfung der Wissensprobleme der Unternehmen.

Wir wollten verstehen woran das liegt und kamen zu der Erkenntnis, dass die Einführung von Wissensmanagement in erster Linie keine technologische Frage ist. Es geht hier vielmehr um veränderte kommunikative und kulturelle Handlungspraktiken in einem Unternehmen.

Die Technologie muss in diese grundlegenden sozialen Veränderungen eingebunden werden, damit sie überhaupt sinnvoll genutzt werden kann. In einem hierarchisch strukturierten Unternehmen, in dem die Mitarbeiter nie gelernt haben ihr Wissen einzubringen und auch keine Räume dafür hatten, bringt es wenig, eine Datenbank zu installieren. Wir gehen vielmehr davon aus, dass die Einführung von Wissensmanagement als „soziale Innovation“ zu gestalten ist. Hier spielen Technologien selbstverständlich eine Rolle – zentral ist aber die Veränderung der Kommunikations- und Kooperationsstrukturen, also eine Veränderung der Handlungspraktiken.

Das gleiche lässt sich in der aktuellen Diskussion um Enterprise 2.0 feststellen. Auch hier wird davon ausgegangen, dass Enterprise 2.0 in Unternehmen Anwendung findet, in denen Web 2.0 Technologien eingesetzt werden. Aber umgekehrt wird erst ein Schuh daraus! Erst eine Veränderung der Kooperationskultur bietet die Basis für die Nutzung dieser neuen Web 2.0 Technologien im Unternehmen. Insofern kann man sagen, dass Enterprise 2.0 eine soziale Innovation ist. Und ich denke, dass das eigentlich der Kern ist: Technologische Innovationen können nur dann funktionieren, wenn sie in die entsprechenden sozialen Innovationen eingebettet werden.

Michael Schwarz:

In diesem Zusammenhang kann auch auf die seit den

80er Jahren verbreitete Nachhaltigkeitsdiskussion hingewiesen werden. Hier ist deutlich geworden, dass technologische Innovationen für gesellschaftlichen Wohlstand und Fortschritt zwar notwendig bzw. hilfreich sind – aber in vielen Fällen auch Teil des Problems und nicht seiner Lösung sind.

In diesem Kontext ist auch eine Verschiebung des Blickwinkels zu erkennen: Eine Abkehr von rein technologisch gestützten Problemlösungen und eine Hinwendung zu veränderten Verhaltensweisen. So sind beispielsweise Konsumgewohnheiten von Verbrauchern im Zusammenhang mit nachhaltigen Ressourcen thematisiert worden. Auf der empirischen und praktischen Ebene existieren sehr viele kleine Innovationen, die in der Summe dann auch große soziale Innovationen – im Sinne von gesellschaftlichen Pfadveränderungen – ausmachen.

Redaktion:

Sind soziale Innovationen auf den Bereich der Wirtschaft beschränkt?

Jürgen Howaldt:

Nein. Soziale Innovationen können auch in Bildungssystemen und in politischen Institutionen entstehen. Sie sind also nicht auf den Bereich der Wirtschaft beschränkt – aber auch nicht vom Bereich der Wirtschaft ausgeschlossen. Ich denke, das ist der entscheidende Punkt. Soziale Innovationen spielen in der Wirtschaft eine große Rolle, können aber letztlich in allen gesellschaftlichen Teilbereichen einen gesellschaftlichen Wandel vorantreiben.

Redaktion:

Wo liegt der Unterschied zwischen sozialen Innovationen und sozialem Wandel? Oder sind beide Prozesse gleichzusetzen?

Jürgen Howaldt:

Wie Michael Schwarz bereits ausgeführt hat, stellt die absichtsvolle, intentionale Herbeiführung derartiger Prozesse ein wichtiges Element von Innovationen dar. Prozesse des sozialen Wandels, wie beispielsweise der demografische Wandel oder die Ausdifferenzierung gesellschaftlicher Teilsysteme, haben zwar weitreichende Folgen für Gesellschaften – sie sind jedoch nicht absichtsvoll herbeigeführt worden. Dagegen benötigen soziale Innovationen stets Akteure, die diese Innovationen auch vorantreiben und sie mit Absicht einsetzen – wobei sie selbst-

verständlich manchmal auch von den Wirkungen überrascht werden können. Ich denke, dass Akteure und Intention wichtige Elemente im Kontext sozialer Innovationen darstellen.

Redaktion:

Sind soziale Innovationen immer positiv zu bewerten?

Michael Schwarz:

Nein, soziale Innovationen sind nicht zwangsläufig positiv zu bewerten. Dabei liegt hier eine Parallelität zu dem Innovationsbegriff vor, der aus der Technik stammt. So geht es zunächst nicht um die Frage, ob Innovationen per se gut oder schlecht sind, sondern welcher Zustand gegenüber einem früheren Zustand erreicht wird. Also ganz im Schumpeterschen Sinne, der Innovation im Wesentlichen als schöpferische Zerstörung des bis dato Gegebenen definiert. Ob diese Zerstörung und die damit einhergehende Neukombination von Realitäten für welche gesellschaftliche Perspektive oder für welche Akteure oder Betroffenheiten positiv oder negativ zu bewerten ist, ist eine andere Frage.

Genauso verhält es sich bei sozialen Innovationen. So heterogen die Gesellschaft ist – was ihre Interessenlagen und ihre Akteure betrifft – so unterschiedlich sind auch die Treiber für bestimmte soziale Innovationen. Was aus der einen Akteursperspektive positiv bewertet wird, kann aus einer anderen Perspektive negativ erscheinen. Die Durchsetzung sozialer Innovationen entscheidet sich dann letztendlich in einem gesellschaftlichen Diskurs: Ist es gut, nötig, hilfreich und eine bessere Problemlösung, als diejenige die wir bisher hatten?

Jürgen Howaldt:

Ein weiterer Aspekt, der ebenfalls eine Parallelität zu den technologischen Innovationen aufweist, betrifft die langfristigen Folgen solcher Innovationen. Denn diese sind nicht unbedingt vorausschauend und über die nächsten Jahrzehnte zu benennen. Man kann zwar mit guter Absicht und besten Intentionen irgendetwas einführen – man weiß allerdings nicht, wie letztlich deren langfristigen Wirkungen aussehen.

Diese Ambivalenz ist zentral. Insofern lässt sich zwar sagen, dass Innovationen auf jeden Fall neu sind – sie verändern irgendetwas in eine bestimmte Richtung. Ob sie dann als gut zu bewerten sind, hängt

mit den entsprechenden Perspektiven der Akteure und den gesellschaftlichen Zuschreibungsprozessen zusammen.

Redaktion:

Wettbewerbsfähigkeit ist eine zentrale Herausforderung der EU. Welche Bedeutung besitzen hier soziale Innovationen?

Jürgen Howaldt:

Wettbewerbsfähigkeit ist ein zentraler Punkt innerhalb der Innovationsdebatte. In diesem Kontext geht es aber auch darum, dass das bisherige – auf technologische Entwicklungen ausgerichtete – Innovationsverständnis deutliche Mängel aufweist. So zeigen die Auswertungen des Lissabon Prozesses, dass wesentliche Ziele – etwa zur weltweit wettbewerbsfähigsten Region zu werden – nicht erreicht wurden. Darüber haben sich die sozialen Probleme weiter verschärft. Beispiele hierfür sind Arbeitslosigkeit oder die Ausgrenzung bestimmter Schichten vom Bildungssystem.

Ein rein auf technologische und wirtschaftliche Wettbewerbsfähigkeit ausgerichtetes Innovationsverständnis führt also weder zu den wirtschaftlichen Zielen – das hat die EU gezeigt – noch löst es soziale Probleme wie manche neo-liberale Theoretiker meinen. Ich denke hier ist das Konzept der Sozialen Innovation von großer Bedeutung. Denn es zeigt, dass die Frage der sozialen Entwicklung als eigenständiges Phänomen mit in die Betrachtung einbezogen werden muss.

Michael Schwarz:

Interessant ist, dass genau dies auch zunehmend zur Handlungsmaxime der EU selbst in ihren Programmfortschreibungen wird. Seit etwa zwei Jahren ist zu beobachten, dass die EU sehr viel unternimmt, um soziale Innovationen in ihre wettbewerbsorientierte Förderprogrammatik einzubauen – und als eigenständigen Gegenstandsbereich bzw. eigenständiges Handlungsfeld zu fördern.

Redaktion:

Spielen soziale Innovationen in kleinen Unternehmen eine Rolle?

Jürgen Howaldt:

Soziale Innovationen finden in Unternehmen kontinuierlich statt. Es werden Veränderungsprozesse voran-

getrieben, die die Akteure vor Ort sicherlich nicht unter dem Begriff Soziale Innovation thematisieren. Organisationsentwicklung, intentionale Gestaltung moderner Führungskonzepte oder die Entwicklung neuer Arbeitsstrukturen sind Beispiele für soziale Innovationen. Es wird die Art und Weise verändert, wie die Menschen in diesen Unternehmen zusammen arbeiten und reden.

Ich denke, dass das in der Normalität eines jeden kleinen und mittleren Unternehmens genauso passiert wie in Großunternehmen. In der Regel wird es dabei weniger systematisch beschrieben und vielleicht nicht professionell genug durchgeführt. Insofern wäre es sicherlich sinnvoll zu untersuchen, welche Besonderheiten soziale Innovationsprozesse in kleinen und mittleren Unternehmen haben, wie sie gestaltet werden müssen, damit sie erfolgreich sind und welche Bedingungen man dabei beachten muss, damit das auch in dem Sinne geschieht, wie es sich die entsprechenden Antreiber dieser Entwicklung gewünscht haben.

Michael Schwarz:

In dem Maße, wie die Debatte um die gesellschaftliche und verantwortliche Rolle von Unternehmen in der bzw. für die Gesellschaft an Bedeutung gewonnen hat, bekommen auch soziale und ökologische Innovationen von Unternehmen für die Gesellschaft eine viel größere Bedeutung und Beachtung. Und dies nicht nur im Unternehmen als veränderte Mitarbeiter-, Führungs- und Arbeitskonzepte, sondern auch an der Schnittstelle zur Gesellschaft.

Es gibt inzwischen variantenreiche Begriffe, wie z. B. „Corporate Social Innovation“, womit der Impuls für soziale Innovationen im gesellschaftlichen Umfeld des Unternehmens – ausgehend von den unternehmerischen Aktivitäten – gemeint ist.

Das hat wiederum nicht nur etwas mit einer veränderten Aufstellung von Unternehmen zu tun, sondern durchaus mit einem veränderten Prozess der Arbeitsteilung zwischen Wirtschaft, Staat und Gesellschaft. Da ist einiges im Fluss. Und dieser Fluss, der da zu beobachten ist, transportiert eine ganze Menge von sozialen Innovationsprozessen mit sich.

Redaktion:

Welche Bedeutung besitzen Netzwerke intermediärer Institutionen in diesem Fluss, den Sie skizziert haben?

Michael Schwarz:

Jürgen Howaldt hat eben schon auf ein verändertes Innovationsparadigma hingewiesen. Ein wesentliches Kriterium ist die Vielfalt, die Heterogenität der an Innovationsprozessen Beteiligten. Wie organisiert man diese Vielfalt bzw. wie organisiert die Vielfalt sich selbst?

In der Regel erfolgt dies über netzwerkartige Koordinations- und Kooperationsformen. Dies ist bei technischen Innovationen seit langem zu beobachten und stellt auch bei sozialen Innovationen eine wesentliche Erfolgsbedingung und einen Treiber dar. Soziale Innovationen entstehen in den seltensten Fällen im „stillen Kämmerlein“ durch eine charismatische Persönlichkeit. Das gibt es zwar – es gibt dafür auch viele Beispiele – aber der Regelfall ist, dass sie das Ergebnis des gemeinsamen Handelns von vernetzten Akteuren sind.

Redaktion:

Wenn man einen Blick in die Zukunft wirft: Wo sehen Sie für ihre Forschungsaktivitäten die nächsten Schritte?

Jürgen Howaldt:

Wie wir bereits zu Beginn gesagt haben, waren wir überrascht über den unzufriedenstellenden Forschungsstand: Ein Begriff, der eine hohe Bedeutung besitzt, der politisch sehr aufgeladen ist – der jedoch konzeptionell völlig unterbearbeitet ist, was die wissenschaftliche Aufbereitung angeht. Dies ist in Deutschland der Fall, aber auch im internationalen Kontext. Obwohl dort eine verstärkte Auseinandersetzung mit diesem Thema zu verzeichnen ist, liegt trotzdem ein sehr rudimentärer Bearbeitungsstand vor.

Für uns ist es daher wichtig, die konzeptionelle Arbeit an dem Begriff und Konzept der Sozialen Innovation auf internationaler Ebene voranzutreiben. So werden wir im September 2011 einen großen internationalen Kongress durchführen, der auf die wissenschaftlichen Bearbeitung dieses Themas abzielt. Darüber hinaus ist der Aufbau eines großen internationalen Netzwerkes von Einrichtungen geplant, die sich auf wissenschaftlicher Ebene mit diesem Konzept beschäftigen. Ich denke, dass das ein wichtiger Schritt ist.

Der zweite Schritt ist, in einzelnen Anwendungsfeldern die „Brille der Sozialen Innovation“ aufzusetzen und zu beschreiben, wie sich der Blick auf die dort ablaufenden Prozesse verändert, wenn man die-

se Perspektive einnimmt. Ziel ist es, die Diskussion zum Thema Soziale Innovation weiter voranzutreiben – ähnlich wie bei der technologie-orientierten Sozialwissenschaft, in der es große Fallstudien sowie viele konzeptionelle Diskussionen und Schulen gibt. Und zwar nicht in Abgrenzung zur technologischen Innovation, sondern als Ergänzung und Voraussetzung. Ein dritter Schritt ist dann, zu einem integrativen Innovationsverständnis vorzugehen, bei dem Gemeinsamkeiten – aber auch Unterschiede zu technologischen und sozialen Innovationen – diskutierbar und vor dem Hintergrund empirischer Forschung beschreibbar sind.

Michael Schwarz:

Was uns von Anfang an bei dem Thema interessiert hat und uns weiter interessieren wird, ist die Frage, welche Rolle die Sozialwissenschaften – über die Erforschung und Analyse von Prozessen sozialer Innovationen hinaus – beim Anstoßen bzw. bei der Entwicklung und Gestaltung dieser Innovationen einnehmen kann. Damit knüpfen wir auch an die in den Sozialwissenschaften und anderen Wissenschaften vorhandenen Debatten über das Verhältnis von Analyse, Theorie, Praxis und Gestaltung an.

Bei dem Thema soziale Innovation sehen wir eine ganz gravierende Besonderheit. Diese betrifft die eingangs erwähnte Nähe der Disziplinen zu diesem Gegenstand: Den sozialen Praktiken und ihren Innovationen. Das wird auch weiterhin ein spannendes und kontroverses Thema sein – wobei sich immer wieder gezeigt hat, dass sich aus dieser Kontroverse produktive Erkenntnisse und Perspektiven ergeben.

Jürgen Howaldt:

Ich denke, das ist eine Kernfrage – auch für die Zukunft der Sozialwissenschaften in der Wissensgesellschaft. Denn die bisherige Arbeitsteilung in der Innovationsforschung sieht so aus, dass die Ingenieur- und Naturwissenschaften Innovationen gestalten. Die Sozialwissenschaften beobachten sie dabei und analysieren die Prozesse – im Grunde ist es Begleitforschung.

Nach unserem Verständnis würde sich dies im Hinblick auf soziale Innovationen anders darstellen. In dieser Sichtweise sind die Sozialwissenschaften die genuinen Gestalter dieser Innovationsprozesse. Wenn wir davon ausgehen, dass soziale Innovationen in den nächsten Jahren immer wichtiger werden, dann würde sich damit auch die Rolle der Sozialwis-

senschaft entsprechend verändern – wenn sie sich denn bereit erklärt diese Gestaltungsfunktion auch zu übernehmen. Dazu ist eine ganze Reihe von konzeptionellen Diskussionen notwendig.

Dies impliziert auch die Frage, ob die Wissenschaft sich selbst genug ist – oder ob sie sich eben auch als verantwortlicher Teil der Gesellschaft sieht. Wenn sie sich einmischt und versucht – ähnlich wie in der Innovationsforschung – die Praktiker nicht nur als Anwender des von ihr produzierten Wissens zu begreifen, sondern als Mitgestalter, dann ist das eine hoch spannende Frage.

Redaktion:

Abschließend: Mit wem würden Sie ihren Forschungsansatz am liebsten diskutieren?

Michael Schwarz:

Wir würden unsere Ergebnisse gerne mit denjenigen weiterdiskutieren, die sich – für uns erfreulicher- und überraschenderweise – bislang sehr interessiert an unseren Arbeiten gezeigt haben. Mit einer solch inhaltlichen Resonanz hätten wir am Anfang nicht gerechnet.

Wir haben sehr viele Anfragen für Teilnahmen an Tagungen, Vorträgen, Publikationen in Sammelbänden und Zeitschriften usw. erhalten – aus dem Bereich der Innovations- und Nachhaltigkeitsforschung ebenso wie aus dem Strang derjenigen, die sich mehr um Fragen der Transdisziplinarität kümmern sowie derjenigen, die sich mit neueren Entwicklungen im Bereich der technischen Innovation beschäftigen. Darüber hinaus würden wir gerne mit den (zukünftigen) Akteuren sozialer Innovationen diskutieren, damit sie auch mit unseren Forschungsarbeiten und unserer Perspektive auf soziale Innovation praktisch arbeiten können.